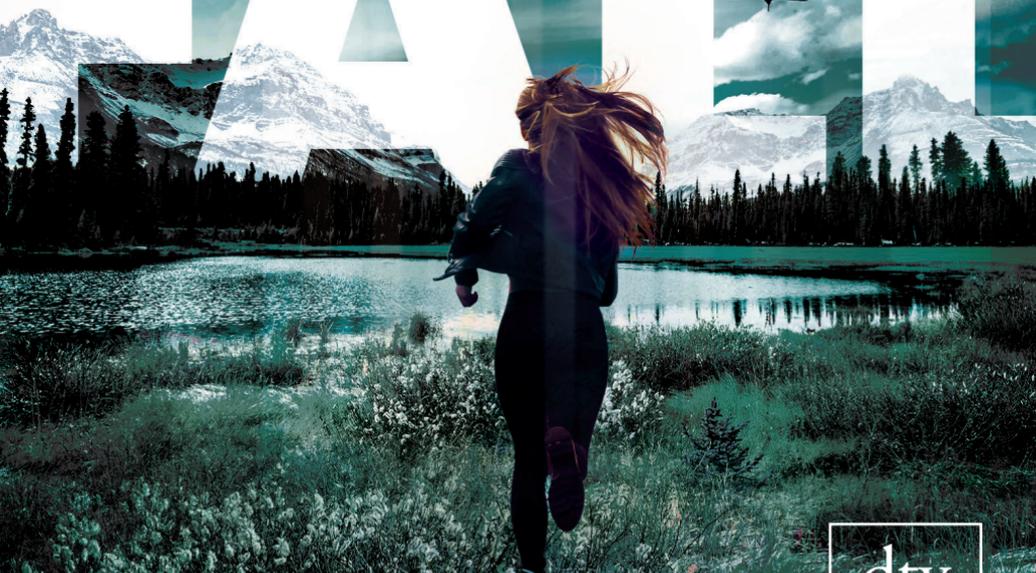


JESSICA BARRY

FREIE

DIE WAHRHEIT IST DEIN TOD

FALL



THRILLER





Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

JESSICA BARRY

FREE

DIE WAHRHEIT IST DEIN TOD

FALL

Thriller

Deutsch von
Susanne Goga-Klinkenberg

dtv



Deutsche Erstausgabe 2019
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2019 Hudson & Guide Post Limited
Titel der englischen Originalausgabe:
›Freefall‹ (Harvill Secker, London 2019)
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner/dtv unter Verwendung
eines Fotos von Arcangel Images
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Gesetzt aus der Sabon pro 10,7 •
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany • ISBN 978-3-423-26239-2

*Für meine Eltern,
in Liebe und Dankbarkeit*

Allison

Atme. Atme.

Ich öffne die Augen. Über mir ein Baldachin aus Bäumen. Ein Vogelschwarm starrt zu mir herunter und fliegt davon.

Ich habe überlebt.

Er vielleicht auch.

Ich muss nachsehen. Barfuß taste ich mich durch die Trümmer. Wo sind meine Schuhe? Egal. Überall verbogenes Metall. Eine Tragfläche klemmt in der Astgabel eines nahen Baumes. Das Cockpit sieht aus wie eine aufgeschlitzte Blechdose, darin zwei Reihen cremefarbener Ledersitze. Ich trete näher und spähe hinein.

Da ist er, über den Instrumenten zusammengesackt.

»Hallo?« Meine eigene Stimme überrascht mich. »Kannst du mich hören?«

Stille. Der Motor zischt. Das Kerosin tickt ins Gras.

Rein ins Cockpit. Das scharfgezackte Metall vermeiden. Er hält noch das Funkgerät in der Hand, das Kabel ist durchtrennt. Ich stoße ihn behutsam an. Sein Körper fällt gegen die Seitenwand.

Sein Gesicht ist weg.

Raus. Raus.

Ich wüрге, setze mich hin. *Konzentrier dich.*

Das sind die Fakten: Ich bin allein. Ich bin auf einem Berg. Das Flugzeug ist abgestürzt. Mein Körper ist mit Prellun-

gen und Schnitten übersät, an meinem linken Bein klafft eine Wunde, die sich entzünden wird, wenn ich sie nicht bald reinige. Mein Finger ist verstaucht oder gebrochen und schwillt zusehends an. Ich habe fast nichts zu essen und zu trinken. Die Sonne steht noch hoch am Himmel, aber in ein paar Stunden wird es dunkel, und dann habe ich als einzigen Schutz ein verbogenes Metallungetüm, das jeden Moment explodieren kann.

Mir ist schlecht vor Angst. Am liebsten würde ich mich auf die grabbewachsene Böschung legen und meine schweren Lider schließen. Ich frage mich, wie es ist, wenn man stirbt. Wie beim Einschlafen, wenn man wegkippt und versinkt? Gibt es ein Licht, dem man folgen kann, oder nur die Dunkelheit?

Stopp.

Ich will nicht sterben. Ich brauche einen Plan.

Du musst los.

Die Stimme in meinem Kopf ist drängend, beharrlich.

Dumusstlosdumusstlosdumusstlos.

Am Leben bleiben.

Meine Reisetasche. In einem Baum. Runterholen. Den brennenden Schmerz in der Schulter ignorieren. Ich wühle mich durch die Sachen, die ich für ein Wochenende in Chicago zusammengepackt hatte. Raus mit den Cocktailkleidern, den Pfennigabsätzen, dem hauchdünnen BH und den beiden Spitzenhöschen. Sportkleidung. Gott sei Dank. Etwas Nützliches. Runter mit dem Baumwollkleid, der lächerlichen Unterwäsche, weg damit. *Denk nicht an die Blutergüsse an deinen Beinen. Denk nicht an die Schnittwunden an deinen Hüften. Denk nicht an den schiefen kleinen Finger, der sich bedenklich blau färbt. Denk nicht an das Blut auf deinem weißen Kleid, deinem Bauch, deinen Oberschenkeln. Denk gar nicht nach. Beweg*

dich. Sportleggings an, Sport-BH, Socken, das T-Shirt, das du mal bei einem Halbmarathon bekommen hast.

Mein Handy. Ich muss mein Handy finden. Wo ist es? Ich blicke suchend über das Trümmerfeld. Nichts.

Beweg dich. Beweg dich. Die teure Flasche Parfum, Shampoo und Conditioner, Reinigungöl, Reinigungsmilch und Peeling, die verschiedenen Lotionen für Körper, Gesicht, Hände, Augen: raus damit. Föhn und Lockenstab: weg. Moment. Die Kabel. Abreißen und mitnehmen. Die leere Tonerflasche, der Puder mit Kosmetikspiegel, die Minidose Haarspray. Alles nützlich. Vielleicht. Beiseitelegen. Raus mit dem Deo und dem Make-up und der Haarbürste. Der Lippenpflegestift kommt in ein Fach mit Reißverschluss. Die Tasche ist deutlich leichter geworden. Jetzt sein Koffer. Der Ärmel eines Turnbull-&-Asser-Oberhemds lugt durch einen Riss im Futter. Ein Ersatz-T-Shirt. Sein Harvard-Sweatshirt kommt mit. *Denk nicht dran, wie sehr es nach ihm riecht. O Gott.*

Du musst los.

Dann die Hightech-Windjacke. Ein Paar Socken. Das war's.

Was sonst noch. Denk nach. Die Sachen halten dich am Leben.

Die Cockpitplane flattert von einem niedrigen Ast. Aufrollen. An der Tasche festbinden. Der Erste-Hilfe-Kasten klemmt hinter einem morschen Baumstumpf. Die Plastikdose ist zerbrochen, der Inhalt intakt: Jod, Wundbenzin, Verbände, Schere, Schmerzmittel, Antihistamin, Pinzette, Nähzeug, Klebeband.

Mein Blick bleibt an der Kabine hängen. Das Handy. *Du musst noch mal rein.* Da drin ist etwas zu essen. Wasser. Ohne das halte ich keine zwei Tage durch. Aus dem Motor steigt Rauch, schwarz und dick. *Rein. Rein. Rein.*

Die Plastiktüte. Genau da, wo ich sie gelassen habe, in der

Kabine, hinter dem vorderen Sitz. Vier Powerriegel, eine Tüte Nussmischung, eine ungeöffnete Flasche Wasser. Die Dose Cola light. Einen Moment ist mir schwindlig. Meine Hand sucht den Boden ab und ertastet scharfkantiges Glas. Ich hole es hervor und blicke auf das, was von meinem Handy übrig ist. Ich versuche es einzuschalten, aber der zertrümmerte Bildschirm bleibt schwarz. Kaputt. *Fuckfuckfuck*. Ich stecke es trotzdem ein. Meine Augen tränen vom Rauch. *Konzentrier dich. Konzentrier dich*. Ich greife hinter den Rücksitz. Eine Fleecedecke, eine Rolle Klebeband, ein Seil. Ich greife noch mal hin. Ein metallenes Feuerzeug. Alles in die Tasche. Es dämmt allmählich. Ich muss los.

Raus. Raus. Raus, schreit mein Instinkt, aber ich zögere. Was ist mein Plan? *Am Leben bleiben*. Ich klettere hinaus, meide die scharfen Kanten, verdränge den Schmerz in meiner Schulter und das zerstörte Gesicht des Mannes, den ich kürzlich noch berührt habe.

Schneebedeckte Gipfel recken sich in einen dramatisch blauen Himmel. Unter mir sanft gewellte grüne Hügel, gesäumt von Bäumen und mit Wildblumen getupft. Das Land erstreckt sich ins Unendliche, bis zum Horizont. Keine Anzeichen von Menschen, nur ein Pfad. Er fällt ziemlich steil, aber gleichmäßig ab, ohne die abrupten felsigen Abgründe, die sich sonst überall auftun. Unten im Tal sehe ich einen dünnen Streifen Spiegelglas. Wasser. Der Plan. Der Weg ist der Plan.

Raus. Raus. Raus. Ich springe vom Wrack hinunter.

Ich hieve mir die Tasche auf die Schultern, wobei ich vor Schmerz aufschreie, schiebe die Arme durch die Griffe und schnalle sie mit dem langen Riemen sicher um die Taille. Der Motor zischt endlich nicht mehr, raucht aber noch. Ich werfe einen letzten Blick auf die Lichtung und sehe Glassplitter und

zerbrochenes Plastik und den Haufen Habseligkeiten, die ich
weggeworfen habe.

Hier ist nichts mehr, was ich retten könnte.

Die Sonne geht unter. *Du musst los.*

Maggie

Es war früh am Morgen, der Himmel ein dunkles Rosa, das noch nicht zu Blau verblasst war. Im Hintergrund lief leise NPR, ein Becher Kaffee kühlte auf der Arbeitsplatte ab, und Barney strich um meine Beine, weil er auf ein zweites Frühstück hoffte. Die Dielenbretter knarnten wie eh und je unter meinen Füßen. Ich warf einen Blick auf die Rezeptkarte, obwohl das gar nicht nötig war. Ich backte seit Jahren dieses Brot und kannte das Rezept auswendig, aber Charles hatte es mit seiner kräftigen, sicheren Hand geschrieben, und daher hatte ich es beim Backen gern in meiner Nähe. Es gehörte zum Ritual.

Der Teig war warm und weich, ich dehnte und faltete ihn und spürte, wie er unter meinen Händen fest wurde. Eigentlich sollte ich keinen Teig kneten – es verschlimmert die Arthritis in meinen Fingergelenken –, doch ich backte jede Woche ein Brot, obwohl es inzwischen oft altbacken und schimmelig wird.

Es klingelte an der Tür. Ich achtete nicht darauf. Wenn ich jetzt aufhörte, würde das Brot misslingen. Außerdem waren meine Haare völlig zerzaust, und ich trug noch meinen Morgenmantel und die Pantoffeln von LL Bean, die mir Charles vor sechs Jahren geschenkt hatte. Vermutlich war es der Postbote. Er würde eine Paketkarte unter der Tür durchschieben und weiterfahren.

Es klingelte wieder. Seufzend wischte ich mir die mehlbe-

stäubten Hände an einem Geschirrtuch ab. *Ich kann nur hoffen, du hast einen guten Grund*, dachte ich bei mir.

Als ich die Tür öffnete und Jim in seiner vollen Polizeichef-Montur vor mir stehen sah, glaubte ich zuerst, er wäre wegen Lindas Auflaufform gekommen. Sie hatte mir neulich eine Laspagne gebracht und wachte immer mit Argusaugen über ihre Backformen. Dann aber bemerkte ich sein Gesicht und die nervöse kleine Person in der zugeknöpften Uniform, die hinter ihm stand, und wusste, dass Jim nicht wegen einer Backform hier war.

»Dürfen wir reinkommen?«, fragte er, nahm die Mütze ab und hielt sie über sein Herz. Jim Quinn und ich kannten uns seit der Highschool, wo er mir mit dem Bleistift gegen den Hinterkopf geschnippt und in Amerikanischer Geschichte bei mir abgeschrieben hatte. Er hatte noch nie um Erlaubnis gebeten, mein Haus zu betreten. Plötzlich sah ich nur noch seine Uniform und das glänzend polierte Abzeichen.

»Was ist los, Jim?«, fragte ich zu laut.

»Warum setzen wir uns nicht?« Er trat ein, die Polizistin folgte uns.

»Das ist Officer Draper«, sagte er.

»Freut mich«, erwiderte ich und nickte. Dann wandte ich mich wieder an Jim. »Nun sag schon, was los ist.«

Er ergriff meinen Ellbogen und führte mich zum Küchentisch. »Setz dich«, sagte er sanft, drückte mich auf den Stuhl und nahm mir gegenüber Platz. »Maggie, es hat einen Unfall gegeben.«

Mein Herz zog sich zusammen. »Ist es Linda? Geht es ihr gut?« Doch ich ahnte schon, dass er nicht wegen seiner Frau hier war.

Er schüttelte den Kopf. »Linda geht es bestens.«

Da wusste ich es. Einfach so. Alle Eltern wissen tief im

Inneren, dass es passieren wird. Dass sie eines Tages einen Anruf bekommen oder es an der Tür klopft und ihre Welt in diesem Augenblick zu existieren aufhört.

»Ally«, sagte ich.

Er nickte und schaute mich aus wässrigen blauen Augen an.

»Es war ein Flugzeugabsturz.«

Die Welt wurde weiß.

Allison

Das Gewicht der Tasche treibt mich rasch den Berg hinunter, das schwache Mondlicht lotst mich zwischen den Bäumen hindurch. Zweige schnappen mir gegen Arme und Beine. Einmal stürze ich schwer und schreie laut auf, komme aber wieder auf die Füße und renne weiter. Ich renne die ganze Nacht. Ich zwingen mich, nicht zurückzuschauen, nicht stehenzubleiben.

Kurz vor der Morgendämmerung erreiche ich das Wasser. Ich knie nieder und berühre es mit den Fingerspitzen. Geradezu schockierend kühl. Ich spritze mir etwas davon ins Gesicht. Das Wasser, das über meine Unterarme rinnt, ist hellrosa. Vom Blut. Der Durst überkommt mich wie ein Fieber. Es wäre so leicht, meine gewölbten Hände an den Mund zu führen und zu trinken.

Nein. Das Wasser könnte giftig sein. Ich habe nicht einen Flugzeugabsturz überlebt, um dann an Durchfall zu sterben. Ich fülle zwei leere Wasserflaschen und gebe einen Tropfen Jod dazu. Ich warte ab.

Ich schaue an meinem Körper hinunter. Der Schmerz ist wie ein Echo von etwas aus weiter Ferne, das in mir widerhallt.

Ich könnte eine Infektion bekommen, ich könnte verbluten. Ich könnte sterben. Auf vielerlei Weise.

Du musst am Leben bleiben.

Ich ziehe die Leggings aus. Der Schnitt an meinem linken

Bein ist tief, unregelmäßig und sieht übel aus. Ich hole das Hemd aus der Tasche, reiße einen Streifen davon ab und tauche ihn in die Flasche mit Wundbenzin. Ich drücke den Stoff in den Schnitt. Der Schmerz bringt mich fast um, mein Atem geht stoßweise. Etwas Weißes blitzt auf – der Schnitt reicht bis zum Knochen.

Atme.

Sein Schädel, sein weißer Schädel. Den ich sehen konnte, weil sein Gesicht weg war.

Die Welt kippt zur Seite, ich kämpfe gegen die drohende Ohnmacht an.

Stopp. Atme. Konzentrier dich.

Ich drücke die Wundränder zusammen und lege einen Verband an. Das gibt eine hässliche Narbe.

Arme hübsche kleine Allison.

Ich ziehe die Leggings wieder an.

Es überläuft mich abwechselnd kalt und prickelnd heiß. Adrenalin, das durch meinen Körper schießt und verebbt. Ich hebe die Haare im Nacken hoch, und da bemerke ich, dass sie weg ist. Die Kette. Ich berühre meine Kehle. Spüre mein Herz unter der Haut hämmern.

Mein Magen zieht sich zusammen. Wie konnte ich so nachlässig sein? Sie war alles, was ich hatte, das Einzige, was zählte, und jetzt ist sie weg.

Ich schiebe den Gedanken beiseite. Es hat keinen Sinn – ich kann es nicht ändern. Es ist passiert.

Ich sehe auf die Uhr – ein dünnes Goldband mit diamantbesetztem Zifferblatt, absurd – und sehe, dass ich noch fünf Minuten warten muss, bis ich das Wasser trinken kann. Mein Vater sagte immer, es dauere volle dreißig Minuten, bis Jod Wasser gereinigt habe. Er brachte mir gern solche Dinge bei, praktische Dinge, auch wenn ich die Augen verdrehte und

stöhnte, es sei doch völlig sinnlos, ich würde es niemals brauchen. Nun, ich habe mich geirrt.

Ich denke an die Powerriegel, den Beutel mit den Nüssen. Wieder zieht sich mein Magen zusammen. Ich müsste wirklich etwas essen, sehe aber nur die leere Stelle, wo sein Gesicht sein sollte. Ich schließe die Augen und atme.

Als ich die Augen öffne, sind sechs Minuten vergangen. Das Wasser ist jetzt sicher. Ich trinke beide Flaschen schnell hintereinander. Zu schnell. Ich kann es nur mit Mühe bei mir behalten. Das Wasser ist perfekt, kalt und schmeckt leicht metallisch. Ich fülle die Flaschen wieder auf. Gebe das Jod dazu. In die Tasche damit.

Beweg dich beweg dich beweg dich.

Auf die Füße, dann die Tasche. Etwas in meiner Schulter ist verrutscht und knackt. Ein Haarriss vielleicht oder nur eine Verstauchung. Ich würde am liebsten weinen.

Doch dafür ist keine Zeit.

Ich springe von einem Stein zum nächsten. Jeder Schritt tut weh. Ist es besser, mich mit dem verletzten Bein abzustoßen oder auf ihm zu landen? Landen, beschließe ich. Ich erreiche das andere Ufer. Dahinter liegen die felsige Ebene und der Berg, der über ihr aufragt, und da drüben ist die Sonne, die den Berg in rosiges Licht taucht, während sie in den Himmel steigt.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir bleibt, bis sie nach mir suchen. Aber sie werden irgendwann kommen, und darum muss ich weiter.

Ich muss nach Osten gehen, in den Sonnenaufgang hinein. Der Berg muss bestiegen werden.

Maggie

»Maggie. Maggie.«

Ich hörte die Stimme durch das Dröhnen in meinen Ohren. Mein Blickfeld war weiß, die Ränder aber verschwammen, wurden dunkler und vertrauter.

»Maggie.«

Es war Jim.

»Maggie, sie befand sich in einer viersitzigen Maschine, die aus Chicago kam. Man vermutet, dass sie irgendwo über den Rockys in Colorado abgestürzt ist.«

»Willst du damit sagen, dass meine Tochter tot ist?« Das war nicht meine Stimme. Da sprach jemand anders in einer Realität, die auch nicht meine war.

»Das wissen wir noch nicht«, sagte er. »Sie konnten die Absturzstelle noch nicht ausfindig machen, aber nach den Funksignalen zu urteilen, bevor die Verbindung abbrach ...«

Das veränderte alles. Sie konnte noch am Leben sein. Die Hoffnung erblühte wie eine Sonnenblume in meiner Brust. »Woher weißt du überhaupt, dass sie in der Maschine war?« Vielleicht war sie gar nicht in Gefahr. Vielleicht war sie zu Hause, in Sicherheit.

»Ihr Name stand im Flugregister – ihrer und der des Mannes, der die Maschine geflogen hat. Ich habe die Unterlagen des Flughafens gesehen, sie hatten ein Foto von ihr in den Akten ... Sie ist es.«

»Schon gut. Schon gut.« Mein Verstand kam in Gang. Meine Kleine wurde in den Bergen vermisst. Sie war verängstigt und allein und vermutlich verletzt. Aber nicht tot. »Wie kann ich euch helfen? Wir stellen einen Suchtrupp zusammen. Soll ich herumtelefonieren? Oder hinfliegen?«

Jim sprach ganz langsam. »Man sucht schon nach ihr, Maggie.«

»Aber wer?« Es gefiel mir nicht, dass Fremde nach ihr suchten. Sie würden nicht wissen, wie sie sie finden sollten, würden Fehler begehen, weil sie sie nicht so gut kannten wie ich. »Ich will wissen, wer da draußen nach meiner Tochter sucht. Sie ist ganz allein, Jim. Ich will ihre Namen erfahren.«

»Sie tun alles, was sie können, Maggie. Die Ranger suchen überall in den Bergen nach der Absturzstelle. Die örtliche Polizei ist auch eingebunden. Aber du musst mir zuhören. Es war ein Flugzeugabsturz. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie überlebt hat ... ist nicht groß.«

Ich schaute ihn eindringlich an und sah die Traurigkeit in seinen Augen. »Sie ist am Leben«, sagte ich überzeugter, als ich mich fühlte. »Ally ist zäh. Ich bin mir sicher, dass sie noch lebt.«

Er nickte bedächtig. »Wir tun, was wir können, um sie zu finden. Das verspreche ich dir. Shannon, schau doch mal, ob du irgendwo Schnaps findest.«

Er dachte, ich stünde unter Schock. Ich sei nicht ganz bei mir. »Es geht mir gut, Jim«, fauchte ich.

»Er wird dir helfen.« Er drehte sich um und zeigte mit dem Finger. »Da oben, im Fach über dem Kühlschrank. Weiter nach rechts – genau, da ist er.«

Shannon hielt eine Flasche Baileys in die Höhe.

»Ist das alles, was da steht?«

Sie nickte.

»Mist, wo ist denn der Brandy? Ihr habt doch sonst welchen im Haus.« Er goss den Likör in meinen benutzten Kaffeebecher und drückte ihn mir in die Hand. »Trink.«

Ich kam mir vor wie ein Kind, das seine Milch bekommt. Zögernd nahm ich einen Schluck. Das Zeug war zu süß, wie ein Milchshake. Ich stellte den Becher auf den Tisch und legte die Hände auf die abgenutzte Platte. »Verdammt, wie schwer kann es denn sein, ein Flugzeug zu finden? Können die keinen Satelliten benutzen? Hubschrauber?« Ich versuchte, den Gedanken an Ally zu verdrängen, die verängstigt und allein dort draußen war. Das half mir nämlich überhaupt nicht. Fakten würden helfen. Ich musste die Fakten kennen.

»Es wird alles Menschenmögliche getan, das verspreche ich dir.«

Ich überlegte fieberhaft. Jim hatte gesagt, sie seien zu zweit im Flugzeug gewesen. »Wer war der Mann? Der Pilot, meine ich. Wie hieß er?«

Er rutschte auf dem Stuhl herum. »Sie suchen noch nach seinen nächsten Angehörigen, um sie zu verständigen.«

Aus dem Augenwinkel sah ich die kleine Polizistin, wie sie mit einem Küchenhandtuch auf der Arbeitsplatte herumwischte. Mich packte die Wut.

»Aber du weißt es? Du weißt es und sagst es mir nicht.«

»Ehrlich, Maggie, ich weiß nicht mehr als du.«

Ich stand auf, nahm der Frau das Tuch weg und bearbeitete damit eine kleine Stelle auf der Fläche. Der Teig auf dem Holzbrett fiel langsam in sich zusammen. »Ich muss weiterkneten«, murmelte ich vor mich hin. Es kam mir wie eine unerträgliche Verschwendung vor, den Teig wegzuworfen. Ich bemahlte Hände und Brett und fing an, den Teig mit den Handballen von mir wegzudrücken und wieder zurückzufalten. Hin und her. Hin und her. Hin und her.

Jim stand auf und berührte meine Schultern. »Warum legst du dich nicht hin? Shannon kann dir einen Tee machen – würdest du mal Wasser aufsetzen?«

»Ich will mich nicht hinlegen, und ich will auch keinen Tee, vielen Dank, Shannon. Ich will diesen Teig zu Ende kneten, sonst geht er im Ofen nicht richtig auf.«

Jims Hände verkrampften sich, und ich hörte, wie er seufzte. »Maggie, lass den verdammten Teig. Bleib eine Minute sitzen und beruhige dich. Atme mal tief durch.«

Ich schoss herum. »Mein kleines Mädchen ist irgendwo da draußen, und du sagst mir, ich soll mich beruhigen?«

Jim sah mich lange an. »Es tut mir leid«, sagte er leise, »aber es ist nicht gut, wenn du dich so aufregst.«

Ich blieb still.

Er nahm seine Mütze und hielt sie in beiden Händen. »Ich rufe den Arzt an und erkundige mich, ob er dir etwas zur Beruhigung verschreiben kann. Ich werde Linda bitten, es unterwegs für dich abzuholen.«

»Jim, ich bin nicht verrückt. Meine Tochter ist mit dem Flugzeug abgestürzt. Es tut mir leid, wenn dir meine Reaktion unangenehm ist.«

Ich konnte ihm ansehen, dass er verletzt war, und schon tat es mir leid. Ich versuchte es noch einmal. »Hast du's Linda schon erzählt?«

»Ich bin sofort hergekommen, aber ich dachte, du würdest –« Er seufzte. »Sie wird dir helfen wollen, und, falls ich das sagen darf, du brauchst jetzt dringend eine gute Freundin.«

In diesem Augenblick wollte ich keinen Menschen auf der Welt außer meiner Tochter sehen, aber ich wusste, es hatte keinen Sinn, mich gegen Linda Quinns Hilfsbereitschaft zu wehren. Ich nickte. »Sag ihr, sie soll kommen, wenn sie ein bisschen Zeit hat.«

»Ich fahre jetzt zu ihr.« Er nahm die Schlüssel vom Tisch. Er konnte es gar nicht abwarten, zu gehen, die Erleichterung stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Sie wird sich beeilen. Bis dahin bleibt Shannon hier.«

Ich betrachtete die kleine Polizistin, die am Saum der Tischdecke herumfummelte. Sie lächelte nervös. Etwas an ihr – die runden, von langen Wimpern umrahmten Augen, der kecke Pferdeschwanz, ihre glatte, faltenlose Haut – beleidigte mich. Sie war so jung. Jünger als Ally. Welches Recht hatte sie, hier zu sein? »Ich komme allein zurecht«, sagte ich kühl.

Jim umklammerte die Krempe seiner Mütze. »Da bin ich mir sicher, aber es wäre mir trotzdem lieber, wenn jemand bei dir bleibt. Nur bis Linda hier ist. Du hast einen furchtbaren Schock erlitten, und ich würde einfach –« Er schaute mich flehend an. »Bitte, damit ich beruhigt sein kann.«

Ich nickte. »Na schön.« Ich ließ den Teig in eine eingölte Glasschüssel fallen, deckte ihn mit einem Geschirrtuch ab und stellte ihn zum Gehen in die Vorratskammer. Dort verharrte ich eine Minute, betrachtete die säuberlich eingeräumten Regale mit Mais, Olivenöl und Nudeln und lehnte den Kopf an die kühle Wand. Ich hörte die beiden im Raum nebenan über mich flüstern. Noch nie im Leben hatte ich mich so hilflos gefühlt.

Ich holte tief Luft und kehrte in die Küche zurück. Jim umarmte mich unbeholfen. »Ich melde mich, sobald ich etwas höre. Und was immer du brauchst, sag Bescheid.«

»Finde einfach nur mein Mädchen.«

Er nickte. »Bis bald. Shannon, du kümmerst dich um sie.«

Shannon nickte, und wir beide hörten, wie die Tür hinter ihm zufiel. Ihre Wangen waren rosig. Sie trug einen Claddagh am Ringfinger der rechten Hand, die Spitze des Herzens deutete nach außen. Am liebsten hätte ich sie geschlagen.

»Möchten Sie wirklich keinen Tee?«, fragte sie besorgt.
»Oder noch Kaffee?«

Ich schüttelte den Kopf. »Mir geht's gut, ehrlich. Sie können jederzeit gehen. Sie haben sicher Besseres zu tun.« Ich wusste nicht, wie lange ich ihr unschuldiges kleines Gesicht ertragen konnte, ohne zu schreien.

»Chief Quinn hat mir befohlen, hierzubleiben, also mache ich das auch.« Ihre Stimme klang fest, und sie sah mir die Überraschung wohl an. »Es ist mein erster Monat«, fügte sie entschuldigend hinzu. »Ich will keinen Ärger mit dem Boss.«

»Verstehe.« Ich drehte mich um und stützte mich an der Spüle ab. Ich bemühte mich, ruhig zu atmen. Es war wichtig, dass sie meine Tränen nicht sah. *Reiß dich zusammen, Margaret. Reiß dich um Himmels willen zusammen.* Ich weiß nicht, wie lange ich so dastand. Eine Minute? Zehn?

Dann sagte sie: »Wissen Sie was?«

Ich drehte mich um. Ihr Gesicht verriet mir, dass sie die Risse in meiner Fassade bemerkte. »Ich warte einfach draußen vor der Tür. Wenn Sie was brauchen, rufen Sie. Und sobald Mrs Quinn hier ist, mache ich mich auf den Weg, versprochen.«

Das war freundlich von ihr, und ich wusste das Angebot zu schätzen. »In Ordnung«, erwiderte ich.

Sie ging nach draußen, ließ die Tür aber mit einem bedauernden »Vorschrift, Ma'am« angelehnt.

Ich hatte genügend Romane gelesen, um zu wissen, dass ich nun, da ich mit meinen Gedanken allein war, eigentlich auf die Knie fallen und einen archaischen Schrei ausstoßen sollte. Doch ich saß nur da und starrte ins Nichts und wartete darauf, dass das Telefon klingelte. Und mir dämmerte, dass ich vielleicht für immer warten würde.

Allison

Die Ebene erstreckt sich vor mir, ein endloser Teppich aus dürrerem Gras und Wildblumen. Dicke Bienen taumeln träge von Blüte zu Blüte.

In der Ferne ragen die Berge auf. Wie weit ich auch gehe, sie kommen einfach nicht näher. Eine Wolke Mücken summt um meinen Kopf.

Ich denke an die Aussicht aus dem Flugzeug, ein Flickmuster aus Grün, nur gelegentlich von Fels und Schnee unterbrochen. Ich versuche mir vorzustellen, wie ich von dort oben aussehe, von diesem blauen, wolkenlosen Himmel aus.

Diese Berge sind das Land der Götter und Giganten. Sie sind nur da, um mich daran zu erinnern, dass ich ein winziges Staubkorn bin, dass meine Zeit auf Erden kurz und flüchtig ist und diese Berge schon Äonen vor meiner Geburt da waren und auch noch hier stehen werden, lange nachdem ich zu Staub zerfallen bin.

Für einen Moment spüre ich etwas anderes als Schrecken.

Ich fühle Erleichterung.

Aber sie hält nicht an. Ich weiß, was mir bevorsteht.

»Verwischen Sie Ihre Spuren. Wenn er es herausfindet, wird er Sie jagen.« Seine Augen hatten sich in meine gebohrt, als er das sagte. »Genau wie die anderen. Sie haben keine Ahnung, wie mächtig die sind. Verstehen Sie das?«

Ich hatte genickt.

»Hören Sie mir gut zu. Sie müssen bereit sein, zu fliehen. Sollten Sie auch nur eine Sekunde glauben, dass die Ihnen auf der Spur sind, müssen Sie verschwinden.«

Das Handy. Mist, ich habe noch das Handy. Ich hole es aus der Tasche und werfe es auf den Boden, trete mit der Ferse darauf, einmal, zweimal, bis sich die Plastikabdeckung löst. Meine Finger tasten hektisch nach der SIM-Karte. Ich werfe die Reste des Handys in die eine Richtung, die SIM-Karte in die andere. Sie blinkt kurz im Sonnenlicht, bevor sie kreiselnd im Gebüsch landet.